

WOLFGANG TREPPER

*Nur mal eben DANKE sagen*

**WOLFGANG TREPPER**

MIT LISA BITZER

*Nur mal eben*  
**DANKE**  
*sagen*

Was Tante Henny mir  
über Mut, Vertrauen  
und das Leben an sich  
beigebracht hat

 **KÖSEL**

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die in diesem Buch enthaltenen Zitate von Weggefährten beruhen auf persönlichen Erinnerungen des Autors. Sie wurden nach bestem Wissen und Gewissen rekonstruiert, können jedoch in einzelnen Fällen von den tatsächlichen Wortlauten abweichen. Es wird kein Anspruch auf eine vollständige oder wörtlich korrekte Wiedergabe erhoben. Die Zitate dienen vielmehr der Veranschaulichung von erinnerten Gesprächsinhalten und spiegeln die subjektive Wahrnehmung des Autors wider.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2025 Kösel-Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarcker Straße 28, 81673 München  
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Umschlagmotiv: © Jagu Agentur | www.jagu-agentur.de  
Innenillustration: Emon/stock.adobe.com  
Satz: Satzwerk Huber, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-466-37356-7

www.koesel.de

## Inhalt

Vorwort von Torsten Sträter	7
Vorhang auf	11
1 Meine kleine Welt	15
2 Kein Platz auf der Welt, wo ich jetzt lieber wär	34
3 Mit siebzehn hat man noch Träume	60
4 Zu nah am Feuer	82
5 Gute Freunde kann niemand trennen	100
6 Abschied ist ein bisschen wie ster-her-ben	126
7 Wie lange woll'n Sie das noch machen?	149
8 Merci Chérie	168
Vorhang zu	185
Danke	189

## *Vorwort von Torsten Sträter*

Geneigter Leser, geneigte Leserin und nicht binäre Menschen, ich bin Torsten Sträter. Aber egal. Heute geht's mir um einen ganz speziellen Mann aus Duisburg, dem Tattooine des Ruhrgebiets, diesem heiteren Fleckchen, das seine flammende Aura aus einer flippigen Mischung aus Schwerindustrie, Mediamarkt und Clankriminalität schöpft – so will es zumindest das Klischee Ortskundiger.

Reden wir über ihn. Als Wolfgang Trepper am frühen Vormittag des 9. Mai 1961 im Maria-Hilf-der-Kaps-brennt-Hospital ins Licht dieser Welt glitt, rief die an diesem Tag für die Entbindungen eingeteilte Schwester Oberin:

»Was sind denn das für Schuhe?«

Ja, möchte man ihm zurufen, sobald er eine Bühne betritt: Wir sind hier nicht in Kansas.

Weiß er aber. Er weiß immer, wo er herkommt. Wenn er irgendwo herkommt. »Hab ich von meiner Tante.« Also die Schuhe.

Hat er mir mal erzählt. In Nürnberg.

Der Rest des sehr langen Gesprächs war privat. Nur so viel: Es ging um unsere Familien, um »Wo kommst du her, warum bist du wie du bist?« Fazit des Abends:

Seitdem sind wir Freunde.

Obwohl wir uns IMMER nur zwischen Tür und Angel begegnen. Ich achte auch ein bisschen drauf, sonst wird das zu intensiv, und dann muss ich plötzlich 'n Kuchen backen oder sowas.

Aber ich weiß: Er ist ein guter Mensch. Eigentlich schon übertrieben gut. Hat er auch von seiner Tante, sagt er. Dann isst es so.

Was der alles macht im Wohltätigkeitsbereich. Das klingt so statisch, als würde man sagen BATMAN betreibt ein Ehrenamt. Was irgendwie stimmt. Jedenfalls: Er gibt, er sammelt, er kommt auch selbst vorbei, und er hängt es nicht an die große Glocke.

Wolfgang jetzt, nicht Batman.

Er wird dessen einfach nicht müde.

Und er ist, ich bemühe mal diese scheißige Phrase, einer von uns. Naja, selbst ich bin einer von mir.

Aber keiner ist so er selbst, bei sich und gleichzeitig für andere einer von uns wie er. Auch.

Bleibt die Frage: Schreibt man dann für sein Buch ein Vorwort? Jau. Wolfgang kann immer über mich verfügen. Nicht verfügen. Denn ich will KITT als Auto, nicht im Gesicht.

Aber am Schluss noch einmal etwas Vernünftiges: Ich habe Wolfgang sehr gern. Sie ja auch. Aber das ist mein Vorwort.

Das mit den Schuhen halte ich trotzdem für falsch. Aber ich werde ja auch wegen meiner hummerroten Hufe nicht verlacht, andererseits, vor allem weil ich sowas nicht anziehe – und um zu verstehen, was das soll, muss man erst in den Schuhen des Mannes gegangen sein, sagen indigene Würdenträger.

Es ist jetzt auch wirklich egal.

Jetzt lesen Sie erstmal das Buch. Gruß an Tante Henny. Gut gemacht.

Rote Schuhe.

Als ob.

## *Vorhang auf*

Es ist still im Publikum, mucksmäuschenstill. Sie hängen an meinen Lippen. Gerade erzähle ich die Geschichte der Murmel, eine meiner Lieblingsgeschichten, die letzte des Abends. Am Anfang der Show hat jeder Gast eine Murmel in die Hand gedrückt bekommen. Drei Stunden lang hatten die Leute keine Ahnung, warum sie diese Murmel mit sich herumtrugen, vermutlich hatten die meisten sie zwischenzeitlich sogar vergessen. Bis vor fünf Minuten. Da fing ich an, meine Geschichte zu erzählen. Sie ist ruhig, unterscheidet sich, bildet einen Abschluss der Show und gleichzeitig einen Bogen zum Anfang. Ich erzähle in dieser Geschichte von einem Mann, den ich zufällig am Rhein getroffen haben will und der mir eine wichtige Lebensweisheit beigebracht hat, und die Murmel ist ein Teil dieser Geschichte. Du kennst sie, natürlich. Zu Hause bei dir liegen einige dieser Murmeln.

In den letzten Stunden haben die Leute im Saal viel gelacht, manchmal auch ein bisschen geweint, sie haben mitgesummt und leise geträllert, zustimmend genickt und sich in der Pause ein wenig aufgeregt, weil das Fernsehprogramm heutzutage ja wirklich eine Sauerei ist. Alles so, wie es sein soll, wie ich es geplant habe, was man vom Trepper erwartet und was man bekommt für sein Geld.

Und trotzdem ist heute etwas anders. Du sitzt im Publikum, wie immer in der zweiten Reihe, weiter vor willst du nicht, und bist du zu weit hinten, kann ich dich nicht sehen. Du hast gelächelt, den ganzen Abend über, gelacht hast du auch. Dein Gesichtsausdruck ist der Gradmesser, der darüber entscheidet, ob ich mit mir und dem Auftritt am Ende zufrieden sein werde. Wir sind in Duisburg, klar, alles anderes ist dir zu weit, du hast die meisten meiner Programme ja auch schon gesehen. Einmal, mindestens, oft eher zwei- oder dreimal. Muss ja, wenn der Neffe in der Heimat spielt.

Bis jetzt ist alles glattgegangen. Der Lichttechniker hat mich nicht hängen lassen wie gestern in Husum, da bin ich ein paar Mal in die Schwärze gelaufen, weil der Typ offenbar noch ein Nickerchen gemacht hat. Ich hab mich auch nirgendwo verhaspelt oder Teile umgeschmissen, wie ich es manchmal machen muss, wenn mir die Pferde durchgehen. Nein, heute Abend habe ich mich zusammengerissen. Weil du da bist, weil ich dich stolz machen will.

Du kommst in unregelmäßigen Abständen, mal ein paar Mal hintereinander, dann länger wieder nicht. Es ist immer etwas Besonderes, wenn du im Publikum sitzt. Ich bin ja so viel unterwegs. Trotzdem denke ich oft an dich, und wenn das Vermissen zu groß wird und ich nicht einfach auf einen Kaffee bei dir vorbeikommen kann, dann rufe ich dich an. Sowas geht ja mittlerweile. Deine Nummer werde ich nie löschen, auch wenn du längst kein Handy mehr haben wirst. Weil der Empfang an dem Ort, wo du eines Tages hingehst und ich dir eine Weile später dann folge, beschissen sein soll, hab ich mir sagen lassen. Und auch wenn deine Nummer wieder neu vergeben sein wird, ich werde sie nie aus meinen Favoriten löschen, auch nicht dein Bild. Das bleibt so, für immer, so lange, bis ich selbst die Radieschen von unten anschau.

Obwohl ich ja eigentlich nicht bei dir anrufen müsste, weil ich sowieso weiß, was du sagen wirst. »Wölfi, das lässt du aber mal besser!« ist zum Beispiel so ein Satz, den sagt mein Unterbewusstsein schon von allein, da brauche ich gar keine telefonische Seelsorge bei dir – das weiß ich auch so. Denn ganz viel von dem, wie ich heute bin, wie ich ticke, denke, handele, habe ich von dir. Du bist mir so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich mittlerweile glaube, es könnte chronisch sein. Zumindest hoffe ich das.

Ich habe dich mein Leben lang um Rat gefragt, bei den wichtigen und bei den unwichtigen Entscheidungen. Nie habe ich etwas getan, ohne vorher deine Meinung angehört zu haben. Das heißt nicht, dass ich alles so gemacht habe, wie du es mir geraten hast. Aber ich wollte immer wissen, was du denkst. Und will es immer noch. Du bist für mich da, auch wenn die Kacke richtig am Dampfen ist. Meistens weiß ich dann schon, was du sagen wirst. Manchmal überraschst du mich aber auch. Und sagst Dinge wie: »Darf ich mal fragen, worauf du noch wartest?«

Das größte Gefühl ist für mich, wenn sich das, was ich denke, und das, was du denkst, deckt. Das gibt mir Sicherheit, denn obwohl ich vielleicht von außen wie ein Bollwerk wirke, gibt es Momente, in denen auch ich ganz klein mit Hut sein kann. Du hältst deine schützende Hand über mich, siehst nach mir und hast so schon den einen oder anderen Schlamassel verhindert.

Mir graut vor dem Tag, an dem es einmal anders sein könnte. An dem es dich nicht mehr gibt, an dem ich an deinem Haus vorbeifahre und weiß: Du bist nicht da. Nicht mehr. Dieser Tag wird kommen. Vielleicht schon bald. Und dann?

Dann werde ich dich finden, egal wo du bist. Ich werde nicht wissen, ob man dorthin Gepäck mitnehmen kann, aber ich bringe alles mit, was du magst. Würfelbecher, eine Tageszeitung

und, wenn es die dann noch gibt, ein paar Plunderteilchen und Kuchenstücke vom Vortag. Ich stell mir das genauso vor und freue mich drauf. Muss ja so sein, sonst hält man es nicht aus.

Darf ich jetzt »Pass auf dich auf« sagen? Ganz leise, sodass es niemand hört? Ist ja ziemlich voll heute Abend, mal wieder ausverkaufte Hütte. Und meine Botschaft ist nur an dich gerichtet. Ich rate dir, liebe Tante Henny, pass wirklich gut auf dich auf! Das Wiedersehen, das muss klappen. Sonst kann der Himmel mich mal, und ich stornier die Fahrkarte dahin direkt wieder.

Das Licht geht aus. Es bleibt noch einen Moment still. Dann bricht der Applaus los. Ende. Abgang. Nur eine Zugabe, da bleibe ich mir treu. Dann runter von der Bühne, durchs Foyer eilen, in der Hand die hässliche rote Kunstledertasche. Ich stelle mich neben den Eingang, sammle die Spenden für das Projekt in Malawi, Afrika, ein, gebe Autogramme, lächele in Selfie-Kameras, werde gefragt, wie es mir geht, und werde sagen: »Gut, sehr gut.« Manchmal lüge ich in solchen Momenten. Aber heute stimmt es ja wirklich. Es geht mir gut, denn du bist da.

Bis gleich an der Bar, Tante Henny.

# 1

## *Meine kleine Welt*

Jedes Jahr stehe ich etwa 180-mal auf der Bühne. Ich fahre nach Wetzlar, Goslar, Hildesheim, nach Kleve, Essen und Herne, nach Reutlingen, Tübingen, Waldbreitbach und in Orte, die die meisten Deutschen nicht auf der Karte finden würden, reise Abertausende von Kilometern und schlafe die Hälfte aller Nächte nicht in meinem eigenen Bett. Das ist insofern bemerkenswert, als die Welt, aus der ich komme, eigentlich eine kleine ist.

Eins Komma fünf Kilometer. So groß war der Radius, den ich um die Wohnung meiner Eltern ziehen konnte und in dem sich mein gesamtes Leben in den ersten Jahren abspielte. Um in die Grundschule zu kommen, musste ich lediglich die Straße überqueren, der Bolzplatz war direkt hinterm Haus, meine spätere Lehrstelle nur einen Katzensprung entfernt. Und zu Tante Henny dauerte es genau neun Minuten und 33 Sekunden zu Fuß, wenn die Ampel grün war. Nur bei Regen war ich schneller.

Ich bin in Rheinhausen aufgewachsen. Noch so ein Ort, den kaum einer kennt, wenn er nicht in der Nähe von Duisburg lebt, in das Rheinhausen in den Siebzigerjahren gegen erhebliche Proteste der Anwohner eingemeindet wurde. Mit Duisburg verbindet mich bis heute eine Menge, ich habe hier nicht nur meine Kindheit und Jugend verbracht, ich habe auch meine Ausbildung hier absolviert und meine ersten Jobs bekommen,

die erste Liebe gefunden und sie wieder verloren. Bis heute habe ich in Duisburg eine Wohnung, eine Junggesellenbude mit Blick auf den von mir heiß geliebten Rhein, ein Rückzugsort, der nur mir gehört. In Duisburg wohnt auch die Liebe meines Lebens: Guido. Er ist mein Manager. Ein echtes Pottgewächs, genauer ein Duisburger, genau wie ich, nur eben ganz anders. Der beste Freund, den ein Mann haben kann, und ich habe das unfassbare Glück, ihn immer, und damit meine ich wirklich immer an meiner Seite zu wissen. Ohne Bedingung. Er ist der Typ, der dafür sorgt, dass ich so viel durch die Gegend gurke und fast jeden zweiten Abend nicht auf dem heimischen Sofa sitze, sondern auf der Bühne vor drei- bis fünfhundert Leuten stehe. Guido ist das absolute Gegenteil von mir, in allem. Ich bin laut, er ist leise. Ich organisiere gern bis ins kleinste Detail, er weiß, »dass das schon klappen wird«. Ich rede am liebsten vor Leuten, er eigentlich nur mit sich – oder mir, seinen Söhnen und dem Dritten in unserem Bunde, Christian, fleischgewordene Seriosität und Freundschaft seit Anbeginn der Zeit. Ich bin ständig auf Achse, Guido wird nervös, wenn er länger als vier Stunden den Meidericher Kirchturm nicht sieht. Eigentlich passen wir wirklich gar nicht zusammen. Aber so ist das mit der Liebe: Sie fällt irgendwohin und tritt sich dann fest. Den Kerl werde ich vermutlich nicht mehr los. Außerdem sorgt er zuverlässig dafür, dass sich überhaupt noch eine Sau für mich interessiert, und das ist in der heutigen Zeit bei einem Künstler, der keine Comedy, sondern Kabarett macht, der keine Reichweite und keinen vernünftigen Instagram-Account hat, und der sich traut, auch die unbequemen Wahrheiten auszusprechen und auf die politische Korrektheit im Zweifel zu pfeifen, alles andere als selbstverständlich. Und wir sind Gott sei Dank auch in vielen Dingen völlig gleich: Wir lieben Zuverlässigkeit, Pils und den MSV, in

der Reihenfolge. Bevorzugen pingelige Ordnung, Loyalität und Freundschaft. Und wir mögen manches beide nicht: Klugscheißer, reich gewordene Idioten, Moralapostel, Schalke und Kölsch.

Ich gelte als Polterer. Der Satz: »Eine Scheiße ist das!« wird bei mir eines Tages auf dem Grabstein stehen, nur dann eben im Präteritum. Dieser Grabstein wird vermutlich nicht die Form eines Flügels haben, wie der des von mir sehr geschätzten Udo Jürgens, sondern eine rote, sehr hässliche Damenhandtasche sein, von denen sich mittlerweile zahlreiche in meinem Besitz befinden. In meinen Bühnenshows geht es zuweilen hoch her, weil ich mich fürchterlich aufregen kann. Über das Fernsehen, die Werbung, die Politik, die Gesellschaft und die Musik. Vor allem dann, wenn sie in Form eines Schlagers daherkommt, dieses sinnentleerten, grenzdebilen Mitschunkeledudels, dessen völlig unterbelichtete und weichgespülte Texte mir die Hutschnur reißen lassen. Da könnt ich mich aufregen! Und das mache ich dann auch. Natürlich nicht nur für die Bühne, denn die meisten Schlager finde ich wirklich behämmert. Nur eben nicht die von Udo Jürgens und Mary Roos, die ich gleichermaßen verehere. Udo, weil er ein grandioser Musiker war, Mary, weil ich Ärger mit ihrem Management bekomme, wenn ich etwas anderes schreibe.

Tatsächlich bin ich aber nicht nur am Stänkern, Meckern und Pöbeln, wenn ich in meinen Shows das Publikum unterhalte. Ich liebe die leisen Töne, diese Momente, in denen es im Saal so leise wird, dass du das Gluckern des Sekts im Bauch der ersten Reihe hörst. Es passiert nicht selten, dass mich Menschen nach der Aufführung, wenn ich mit besagter hässlichster roter Kunstledertasche der Welt am Ausgang stehe, um Spenden für meine sozialen Projekte zu sammeln, mit Tränen in den Augen ansprechen und sich bei mir bedanken. Und das, meine Damen

und Herren, ist der wahre Grund, warum ich diesen ganzen verrückten Zirkus überhaupt mache, warum ich durch die Republik fahre und meinen Töchtern nur tageweise beim Aufwachsen zusehen kann: Ich liebe es, Menschen zu berühren.

Als alter, weißer Mann muss man mit so einer Aussage ja vorsichtig sein. Ich meine das aber im metaphorischen Sinn, ich bin ja nicht Thomas Gottschalk. Ich bin mir aber sicher, dass ich eines Tages nicht wie er und andere von der Bühne getragen werden muss, weil ich den Schuss nicht gehört und nicht kapiert habe, dass die besten Tage längst vorbei sind und sich mein Stern im Sinkflug befindet. Denn Guido und Christian werden mich, sollte es so weit kommen, in Paddys Pub, mitten in Meiderich, bei ein, zwei Pils zur Seite nehmen und mir sagen, dass es reicht.

Noch aber ist es nicht so weit. Noch bin ich da. Und solange das der Fall ist, werde ich weitermachen. Bis niemand mehr kommt oder Mary mich eben doch wegen Beleidigung drankriegt.



Ich kam zu einer Zeit auf die Welt, als der deutsche Schlager im Grunde die einzige Musikrichtung war, die in den Radiostationen gespielt wurde. Musikalisch war im Jahr 1961 eigentlich eine Menge drin: Elvis Presley, The Marvelettes, Roy Orbison, Shirley Bassey oder Cliff Richards sangen Welthits, die sich als Ohrwürmer in die Gehörgänge der Menschen auf dem ganzen Globus setzten. Nur in Deutschland blieb man sich treu. Siw Malmkwist bedankte sich für wunderschöne Blumen eines gewissen Jack, Monika und Peter schwurbelten irgendwas über drei weiße Birken, Lale Andersen trällerte über tanzende Matrosen aus Piräus. Heimat und heile Welt, das war gefühlt alles, was

über den Äther geschickt wurde. Am Tag meiner Geburt war die Nummer Eins in Deutschland beispielsweise ein gewisser Ralf Bendix mit dem »Babysitterboogie«.

Ich bezweifle, dass meine Mutter sich bei meiner Geburt geschickter angestellt hätte, wenn sie beim Platzen der Fruchtblase »Take Good Care of My Baby« von Bobby Vee im Ohr gehabt hätte. Unglücklicherweise war ich nämlich eine Sturzgeburt und kam mehr oder weniger auf der Toilette zur Welt. Ein Trauma, über das sich Heerscharen von Psychiatern und Pädagogen sicher gern hermachen würden, wenn ich sie denn ließe. Was soll aus einem Kind schon werden, wenn es als Erstes die Keramikabteilung sieht?

Immerhin, beschaulich war es in dieser Welt, in die man mich da geworfen hatte. Wir lebten in einer Siedlung von Krupp, wie so gut wie jeder in Rheinhausen. 55 Quadratmeter, drei Zimmer, Küche, Diele, Bad und Etagenheizung. Meine Mutter hieß Waltraud und war Hausfrau, wie es sich gehörte, mein Vater arbeitete bei Krupp in der Materialdisposition. Ich hatte einen älteren Bruder, ebenfalls ein Udo, der aber nicht gut singen konnte und den ich so gut wie nie sah, weil er acht Jahre älter war als ich. Und wie ich es schon beschrieben habe: Meine Welt war klein und übersichtlich. Mich störte das als Kind natürlich nicht, ganz im Gegenteil, ich kannte ja jeden Stein und jeden Grashalm in diesem Hosentaschenuniversum. Alles war mir vertraut, alles gab mir Sicherheit. Die Kehrseite der Medaille ist, dass jede noch so kleine Veränderung völliges Befremden auslöste. Immerhin nicht nur in mir. Neue Straßenlaternen zum Beispiel konnten die Rheinhausener aus der Fassung bringen. Sie können sich vorstellen, wie groß die Empörung daher war, als 1975 beschlossen wurde, dass die Stadt und Duisburg miteinander verschmelzen sollten, und zwar einzig und allein, da-